



# HIGHSCHOOL

# Princess

i m .  
p r e  
s s ●

ANNIE LAINE

jetzt noch eine Weile schmollen und ihre Schokolade aufessen, aber lange kann sie mir nie böse sein.

So wie ich nie sauer auf sie sein kann.

\*\*\*

»Was darf's denn sein, Princesa?«, fragt Sergé mit einem prüfenden Blick auf mein Haar. Er ist der königliche Friseur und sicherlich der Beste seines Fachs. Die Führung der Schere liegt ihm einfach ganz besonders. Dazu sieht er in den engen Jeans und einfarbigen Hemden, die er nie bis oben zuknöpf, immer stylish aus. Kurzum: Er ist *der* Klischee-Szenefriseur und ich habe das Privileg, dass er regelmäßig meine Haare schneidet. Sein letzter Besuch bei mir ist noch nicht lange her, aber meine Haare haben die nervige Angewohnheit, wie Unkraut zu wachsen. Mittlerweile reichen sie wieder fast bis zu meinem Hintern.

»Schneid sie ab, Sergé«, lautet das Urteil meiner Mutter, die neben mir steht und die ganze Prozedur beobachtet. Ich habe befürchtet, dass sie das sagt, aber ich werde mich natürlich nicht dagegen wehren.

Meine Eltern haben nur unter der Bedingung zugesagt, mich ohne meinen Bodyguard, der mich immer zu öffentlichen Terminen begleitet, gehen zu lassen, wenn ich mich einer Typveränderung unterziehe. Und dazu gehört leider auch, dass ich mich von meinem Markenzeichen, dem ellenlangen Rapunzel-Zopf, verabschiede. Aber das nehme ich gern in Kauf, denn bürgerliche Mädchen haben nur in den seltensten Fällen Begleitschutz und wenn ich als Bürgerliche durchgehen will, muss ich da halt durch. Diesen Termin habe ich anderthalb Monate vor mir hergeschoben, aber jetzt muss es sein, denn schon morgen geht mein Flug in die USA.

»Ist das für Euch de acuerdo, Princesa?«, fragt Sergé mich mit gerunzelter Stirn und streicht der Länge nach über meine Mähne. »Ihr liebt doch Euer Haar.«

Ja, das tue ich in der Tat, aber es wird wachsen. So wie es das immer tut.

»Schneid sie ab, Sergé«, wiederhole ich daher die Worte meiner Mutter und ermahne mich zur Ruhe, während er die Schere ansetzt.

Zuvor hat er den Spiegel auf meinen Wunsch hin abgedeckt, damit ich nicht in Panik gerate, während er mich um über die Hälfte meiner Haarlänge erleichtert. Hin und

wieder spüre ich die Schere an meinem Hals, was mir eine grobe Vorstellung davon gibt, wie viel er abgeschnitten hat, aber die meiste Zeit verbringe ich damit, auszurechnen, wie lange es wohl dauern wird, bis meine Haare wieder bis zum Hintern reichen.

»Und fertig, Princesa«, verkündet Sergé nach endlosen Minuten zufrieden.

Erleichtert atme ich aus, aber dieser Zustand hält nicht lange an. Ein wenig bewege ich den Kopf, spüre das fehlende Gewicht, die Spitzen, wie sie an meinen Schulterblättern kitzeln, und will am liebsten weinen. Aber natürlich tue ich das nicht. Eine Prinzessin weint nicht. Erst recht nicht vor ihrem Friseur.

»Wie findet Ihr es?«, will Sergé wissen und enthüllt endlich den Spiegel.

Mir gegenüber sitzt eine junge Frau mit kurzen blonden Haaren, die stufig geschnitten und zu den Spitzen hin ausgedünnt wurden. Außerdem habe ich nun einen Pony, der mir über das rechte Auge fällt und sich in die seitlichen Strähnen eingliedert. Auch wenn die Kürze ungewohnt ist, glaube ich, dass ich mich daran gewöhnen kann. Hübsch ist es auf jeden Fall.

»Es ist schön geworden. Danke, Sergé. Ich fühle mich gleich ... weniger königlich.«

Tatsächlich fällt mir aus dem Stehgreif keine Prinzessin ein, deren Haare über ihre Augen fallen. Vor Kurzem hätte meine Mutter diese Frisur als Zumutung und Verrat an unserem Land betrachtet. Ich glaube, deswegen gefällt sie mir noch mehr.

Sergé wirft Mamá einen fragenden Blick zu, der so viel ausdrückt wie »War das Sinn der Sache?«, und meine Mutter nickt bestätigend. Oh, und wie das geplant war.

Zufrieden grinsend verabschiede ich mich von Sergé und umarme ihn, ehe ich seinen Salon verlasse. Es gibt noch viel zu tun und nichts steht mehr zwischen mir und einem Jahr voller Erfahrungen. Ich werde herausfinden, was es heißt, normal zu sein, und ich kann nicht behaupten, dass ich meine Entscheidung anzweifle. Nein, im Gegenteil. Ich kann es gar nicht mehr abwarten, bis mein Flug morgen geht.

Gepackt habe ich schon. Zu dem Koffer mit den Kleidungsstücken gesellt sich ein weiterer mit allerlei anderen Dingen, die ich in den Staaten brauchen werde: Kosmetika, Schuhe, Utensilien für die Schule und, und, und.

Anstatt den Privatjet unseres Reiches zu nehmen, habe ich darauf bestanden, Linie zu fliegen, um kein Aufsehen zu erregen. Widerwillig haben meine Eltern mir ein Flugticket gebucht. Morgen früh um drei Uhr geht es los in das Land unbegrenzter Möglichkeiten, in dem man vom Tellerwäscher zum Milliardär aufsteigen kann und wo Träume noch wahr

werden. Ich bin noch nie in den USA gewesen, aber das ist es doch, was man über die Vereinigten Staaten sagt, oder?

# ODYSSEE IN MEIN NEUES ZUHAUSE (AUF ZEIT)



Der fette Kerl links neben mir schnarcht mir schon seit drei Stunden die Ohren voll und hätte mir, wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte, auch noch das Oberteil vollgesabbert. Inzwischen ist sein Schnarchen zu einem kontinuierlichen Dröhnen in meinem Kopf geworden.

Und nicht nur das: Auf der anderen Seite neben mir sitzt ein verzweifelter Familienvater, der über den Flugzeuggang hinweg versucht, seinen Sohn soweit aufzuheitern, dass dieser nicht länger weint.

Ich muss dem Jungen eins lassen. Durchhaltevermögen hat er. Wenn ich schätzen müsste, würde ich sagen, er ist noch nicht mal ein Jahr alt, aber dafür schreit er schon seit mindestens einer halben Stunde wie am Spieß. Weder Vater noch Mutter können ihn davon abbringen. Sehr zum Leidwesen der anderen Passagiere. Inklusive mir.

Für einen winzigen Moment wünschte ich, ich hätte auf einem Privatflieger bestanden, so wie es einer Prinzessin würdig ist. Aber dann erinnere ich mich daran, wieso ich mich für eine Linienmaschine entschieden habe. Niemand vermutet, dass eine Prinzessin in Jeans und T-Shirt Linie fliegt. Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich normal sein und ich freue mich riesig darauf, das zu erleben, was Jugendliche mit nicht-königlichem Blut ihren Alltag nennen.

Aber bevor es so weit ist, muss ich die nächsten zwei Stunden überleben, ohne einen Tobsuchtsanfall zu erleiden, und an meinem malträtierten Trommelfell hänge ich darüber hinaus auch.

Je mehr Zeit ich eingepfercht auf meinem Sitz verbringe, desto schwerer fällt es mir, Ruhe zu bewahren. Aber wenn es schon nicht der Mann oder das Kleinkind können, muss es doch jemand tun. Und dieser Jemand bin ich.

Trotzdem bin ich mehr als froh, als die Stewardess herumgeht und Ohrstöpsel verteilt,

damit die Passagiere aufhören, sich zu beschweren. Schnell stecke ich meine ein und kann mich endlich entspannt zurücklehnen. Nun beginnt der einfache Teil meiner Reise. Nach dem Flug mit dem lebensgefährlichen Doppeldecker zum nächsten großen Flughafen, zweimal umsteigen und drei Stunden Geschnarche in den Ohren, habe ich mir das aber auch redlich verdient.

So vergehen die verbleibenden Stunden wortwörtlich wie im Flug und kaum, dass ich die Augen nach einem kurzen Schläfchen wieder öffne, werden alle Passagiere aufgefordert, ihre Tische hochzuklappen und ihre Sitze in eine aufrechte Position zu bringen. Wir beginnen den Landeanflug auf den Albuquerque International Sunport. Dort wird mich die Familie abholen, bei der ich ein Jahr lang leben werde.

Der Landeanflug verläuft problemlos und nachdem ich ausgestiegen bin, dauert es nicht lange, bis ich meine beiden Koffer wieder bei mir habe. Nun gilt es, die Menschen zu finden, bei denen ich ab sofort wohnen soll.

In der Ankunftshalle ist eine Menge los. Vor meinen Augen kommt es zu Familienzusammenkünften und Freunde fallen sich aufgeregt in die Arme. Urlaubserlebnisse werden ausgetauscht und Männer in dunklen Anzügen halten Schilder in die Höhe. Chauffeure, die auf ihre Kunden warten.

Inmitten all dieser Menschen sehe ich es. Meine Gastmutter hält ebenfalls ein Schild in der Hand. Zumindest im weitesten Sinne, denn genau genommen hat es eher das Format eines Kopfkissenbezuges, auf dem in einer krakeligen, aber noch leserlichen Schrift mein Name geschrieben steht: Sarafina Estella Romero Vazquez de la Bahía Dorada.

Das schulterlange dunkelbraune Haar legt sich in sanften Wellen um ihr rundliches Gesicht, das sie sehr sympathisch wirken lässt. Sie trägt eine dunkle Hose aus leichtem Stoff und eine helle Bluse, die ihre etwas korpulente Figur kaschiert. Als ich auf sie zugehe, beginnt sie zu lächeln und kommt mir entgegen. Dabei breitet sie die Arme aus, als würden wir uns schon ewig kennen. Mrs Callaghan – ihr Nachname ist das Einzige, was ich von ihr weiß – umarmt mich zur Begrüßung.

»Bienvenida a los Estados Unidos, Sarafina«, sagt sie auf Spanisch und überrascht mich damit. Obwohl wir uns in New Mexico befinden, habe ich nicht erwartet, dass die erste Person, der ich begegne, meine Muttersprache beherrscht.

»Muchas gracias, Señora Callaghan. Encantada«, begrüße ich sie freundlich und wechsele auf Englisch. »Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen.«